

Jeroen Koch, Jeroen van Zanten, Dik van der Meulen

»Meine Gefühle sind ganz und gar deutsch«.

Die persönlichen Verbindungen der niederländischen Könige Wilhelm I., Wilhelm II. und Wilhelm III. zu Deutschland*

SIND WIR Deutsche oder Niederländer? Nach ihrer Flucht aus der Republik vor dem französischen Aufmarsch im Januar 1795 werden sich die Mitglieder des Hauses Oranien diese Frage mehr als einmal gestellt haben. Der durch die Revolution aus dem Land verjagte Statthalter Wilhelm V. (1748–1806) sah für sich selbst und seine Familie nur noch eine bescheidene Zukunft in Deutschland; aufgrund seiner nassauischen Besitzungen war er schließlich immer noch Fürst im Heiligen Römischen Reich. Nach dem Zustandekommen des Friedens von Amiens im Jahr 1802 verließ Wilhelm V. England, um sich auf sein Landgut Oranienstein zurückzuziehen. Auf eine Wiederherstellung seiner Statthalterschaft hoffte er nicht mehr. Er fand sich sogar damit ab, dass eine Entschädigung für die verlorenen niederländischen Einkünfte und Besitzungen ausblieb. Das Leben als einfacher Gutsherr ohne politische Sorgen gefiel ihm durchaus. Nassau, und damit Deutschland, wurde bis zu seinem Tod im Jahr 1806 seine Heimat.

Für seinen Sohn Wilhelm Friedrich (1772–1843), den späteren König Wilhelm I., war es schwieriger, sich mit dem Verlust an Einfluss abzufinden. Anders als seinem Vater war ihm viel daran gelegen, aus dem Haus Oranien wieder ein mächtiges Fürstenhaus zu machen. Unermüdlich leistete er hierfür Lobbyarbeit am preußischen Hof – jedoch ohne Ergebnis. Die Wiedereinsetzung der Oranier in den Niederlanden passte lange Zeit nicht in die Neutralitätspolitik, in die sich sein Vetter und Schwager Friedrich Wilhelm III. ab 1795 verstrickt hatte. Das Regieren blieb jedoch für Wilhelm Friedrich eine Obsession. Er weigerte sich, sich als deutschen Prinzen und Gutsherrn zu sehen, obwohl sein Großonkel Friedrich der Große sein großes Vorbild war und obwohl er voraussichtlich einmal die Grafschaft Nassau erben würde.

* Aus dem Niederländischen übersetzt von Annegret Klinzmann, M.A. Dieser Beitrag basiert auf drei Biographien der ersten niederländischen Könige, die im Jahr 2013 mit Unterstützung des *Prins Bernhard Cultuurfonds* erschienen. Die im Text angeführten Zitate stammen allesamt aus diesen Biographien. Vgl. Jeroen Koch, *Koning Willem I, 1772–1843*, Amsterdam 2013; Jeroen van Zanten, *Koning Willem II, 1792–1849*, Amsterdam 2013; Dik van der Meulen, *Koning Willem III, 1817–1890*, Amsterdam 2013.

Wilhelm Friedrichs ältester Sohn Wilhelm (1792–1849), der jüngste statthalterliche Prinz, der aus der Republik geflohen war, hatte weniger Probleme damit, das Exil in Preußen zu akzeptieren. Erinnerungen an die Republik hatte er nicht, war er doch erst knapp zwei Jahre alt gewesen, als er mit seinen Eltern vertrieben wurde. Eine sorglose Jugend in Schönhausen im Norden von Berlin und die Kameradschaft auf der Berliner Militärakademie hatten aus dem späteren König Wilhelm II. schon in jungen Jahren einen echten Preußen gemacht. Ferdinand von Schill war sein Held, und der Tugendbund sein Ideal. »Meine Gefühle sind ganz und gar deutsch«, schrieb er aus Spanien, wo er fast drei Jahre lang unter dem Befehl des Herzogs von Wellington kämpfte, an seine Eltern.

Der dritte Oranierkönig schließlich, Wilhelm III. (1817–1890), hatte anfangs kaum etwas mit Deutschland zu tun. Er war 1817 in Brüssel geboren und wuchs abwechselnd in den südlichen und den nördlichen Niederlanden auf. Dennoch war er sich seiner preußischen Vorfahren sehr bewusst. Während seiner Erziehung wurde ihm die Familiengeschichte eingeprägt, und als er sich mit rund zwanzig Jahren auf die Suche nach einer heiratsfähigen Prinzessin begeben musste, reiste er wie selbstverständlich nach Deutschland.

Waren die Oranier Deutsche oder Niederländer? Für den, der sich mit dem Leben von Wilhelm I., Wilhelm II. und Wilhelm III. beschäftigt, ist dies eine interessante Frage. Die Beziehung der Oranier zu Deutschland bestand aus mehr als der Summe ihrer deutschen Erfahrungen, ihres deutschen Besitzes und ihrer deutschen familiären Bande. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass auch ihre Persönlichkeiten durch den preußischen Hintergrund geprägt sind. Dies beeinflusste ihre politische und kulturelle Ausrichtung und damit auch ihre persönliche Beziehung zu Deutschland.

Wilhelm I., ein undurchschaubarer Charakter

»Wir wollen alles wissen, und wir wollen nie etwas sagen.« Mit diesen Worten charakterisierte Wilhelmina von Preußen ihren ältesten Sohn Wilhelm Friedrich, der im Jahr 1815 der erste (Oranier-)König der Niederlande werden sollte. Es war eine Charakterisierung, die manch einer, der Wilhelm I. zu kennen glaubte, teilen konnte. Obwohl er unzählige Briefe schrieb und täglich Umgang mit vielen Menschen hatte, ließ er sich nie anmerken, was er wirklich fühlte – so sehr sogar, dass man sich zuweilen fragte, *ob* er etwas fühlte. Ein Mann ohne Eigenschaften war er jedoch nicht. Als junger Mann galt Wilhelm Friedrich als hart, verschlossen und standesbewusst. Es wurde schon bald zu einem Klischee, die Persönlichkeit des Erbprinzen als undurchschaubar zu bezeichnen, vor allem im Vergleich zu seinem heiteren Bruder Friedrich, der zum allseitigen Kummer in jungen Jahren verstarb.

Jemand, der über Wilhelm Friedrichs Undurchschaubarkeit mitreden konnte, war der Ratspensionär Laurens Pieter van de Spiegel. Der oranienfreundlich einge-

stellte van de Spiegel sagte 1795 über den Erbprinzen: »Den Charakter desselben habe ich niemals ergründen können, wie ich es auch gedreht und gewendet habe.« Unter anderem dank dem Ratspensionär ist auch bekannt, wie das Verhältnis zwischen Wilhelm Friedrich und seinen Eltern war. Statthalter Wilhelm V. war sein ehrgeiziger, harter und rätselhafter Sohn fremd. Der Erbprinz kam seiner herrischen, tatkräftigen und etwas impulsiven Mutter nach. »Der Erbprinz liebte seinen Vater nicht besonders und versetzte ihm zuweilen boshafte Stiche. Er war der Liebling von Mama«, fasste van de Spiegel das Verhältnis Wilhelm Friedrichs zu seinen Eltern zusammen. Was den Vater anging, war dies zutreffend, aber gegen das Urteil über Mutter und Sohn ist doch etwas einzuwenden. Wilhelmina und Wilhelm Friedrich ähnelten einander. Beide forderten möglichst viel Kontrolle über ihre Umgebung. Wilhelm I. teilte auch das autoritäre Pflichtbewusstsein seiner Mutter und die aus der Aufklärung stammende Vorstellung, dass Menschen, und damit auch die Politik, machbar seien. »Er gehört zu den unglücklichen Charakteren, die, getrieben durch eine ständige Unruhe, nie mit dem bestehenden Zustand zufrieden sind«, urteilte der preußische Generalmajor Friedrich Erhard von Roeder im Mai 1815. Und ein anderer deutscher General, Friedrich Wilhelm von Bülow, war in seinem Urteil noch härter: »Ein prima Schreibtischarbeiter, aber wahrhaftig kein Herrscher«, schrieb er im selben Jahr.

Heute erinnert man sich an Wilhelm Friedrich vor allen Dingen als den Mann, der am 30. November 1813 am Strand von Scheveningen anlandete und zwei Jahre später als König Wilhelm I. inthronisiert wurde. Dabei vergisst man, dass er bereits ein bewegtes Leben hinter sich hatte und in den Jahren 1802–1806 an der Spitze des deutschen Fürstentums Fulda stand. Die Art und Weise, in der er dort regierte, wies große Übereinstimmungen mit seinem späteren Königtum in den Niederlanden auf: autoritär und bürokratisch. Der Oranierprinz fühlte sich dort glücklich und anerkannt. Er schien sich, jetzt, wo er nun tatsächlich regieren konnte, mit seiner deutschen Existenz zufriedenzugeben. Voll des Lobes für den Erbprinzen erinnerte sich Geheimrat Johannes von Arnoldi:

»Dank eines guten Erinnerungsvermögens und der Gewohnheit, alle eingehenden Briefe, Berichte und Gesuche selbst zu öffnen und durchzulesen, blieb dem Fürsten kein Thema fremd, keine Ungenauigkeit oder Unvollständigkeit in welchem Vorschlag auch immer von ihm unbemerkt. Zudem pflegte er sich über wichtige Angelegenheiten mit den Räten des Ministeriums, die es betraf, außerhalb der Sitzungen zu unterhalten oder sich auch, wenn es darum ging, sich vor Ort durch eigene Anschauung über den wahren Stand der Dinge zu informieren. Einem Fürsten, der an den normalen Amusements der Großen kein Vergnügen fand, der nach keiner Art der Belustigung süchtig war, gewöhnlich nur sehr kurz tafelte und bereits die frühesten Morgenstunden zum Arbeiten nutzte, konnte es nicht an

Zeit mangeln, sich sogar bis auf die kleinsten Besonderheiten einzulassen, ohne dadurch den allgemeinen Lauf der Dinge im Geringsten zu verlangsamen.«

Das Glück war von kurzer Dauer. 1806 verlor Wilhelm Friedrich nahezu alles, nachdem Napoleon Preußen den Krieg erklärt hatte. Nach seinem Siegeszug durch Berlin, Ende Oktober 1806, erklärte Napoleon, dass die Rechte und Ansprüche des Hauses Oranien-Nassau gleichzeitig mit denen des Hauses Braunschweig verfielen. »Beide Fürsten werden nicht mehr regieren«, berichtete das vierundzwanzigste *Bulletin de la Grande Armée*. Das Herzogtum Braunschweig und das Fürstentum Fulda gerieten unter französische Herrschaft. Es blieb nicht bei Fulda. Wilhelm Friedrich verlor auch die nassauischen Erblande und die übrigen 1802 neu erworbenen Besitzungen: Dortmund, Corvey und Weingarten. Und schließlich verlor er auch seine Ehre. Letzteres war nicht Napoleon zuzuschreiben, sondern ihm selbst. Am 16. Oktober 1806, in den Tagen nach der preußischen Niederlage bei Jena und Auerstedt, hatte Wilhelm Friedrich, der bei Auerstedt Aufstellung genommen hatte, widerstandslos den Franzosen die Festung von Erfurt übergeben. Im Dezember 1806, auf der Flucht vor Napoleon, hatte ein wütender Friedrich Wilhelm III. eine Erklärung verschickt: In Zukunft solle jeder Kommandant, der aus Sorge vor einem Beschuss oder einer anderen geringen Gefahr seine Festung aufgab oder sich ergeben wollte, exekutiert werden – »ohne Gnade«. Wilhelm Friedrich muss es geschauert haben, als er den Inhalt dieses »Ortelsburger Publikandums« erfuhr.

Ende 1807 führte der preußische Kriegsrat eine Untersuchung der Ereignisse bei Jena, Auerstedt und Erfurt durch. Sie sollte auf eine nie dagewesene Säuberung des Heeres hinauslaufen: Lediglich ein Viertel der Offiziere behielt seinen Rang. Auch der Prinz von Oranien musste sich rechtfertigen. Drei Fragen hatte der Kriegsrat an ihn. Hatte es einen Befehl des Königs zum Rückzug aus Erfurt gegeben? Wer hatte die Initiative zu Verhandlungen über die Kapitulation ergriffen? Und warum hatte der Prinz von Oranien sich um das Armeekorps von Johann von Larisch, einem der anderen Generäle, gekümmert? Wilhelm Friedrich verfasste mit Hilfe seines Generaladjutanten in Berlin, Oberst Arend Willem Baron van Reede, eine schriftliche Replik. Es war eine Verteidigung »aus dem Gedächtnis«, denn in dem Durcheinander nach der Schlacht bei Auerstedt hatte er kein Tagebuch geführt. Genau daran erinnerte sich der Prinz von Oranien: Ein Durcheinander. Es habe keine Befehlsstruktur mehr gegeben. Nachts sei er vom Weg abgekommen. Um andere Armeekorps habe er sich nicht gekümmert, diese Anschuldigung müsse auf falschen Behauptungen beruhen. Und was die Kapitulation angehe: Als Feldmarschall Wichard von Möllendorf zu erkennen gegeben habe, dass er kein einziges Schriftstück unterschreiben werde, habe der Prinz von Oranien, in Abstimmung mit dem Feldmarschall, selbst gehandelt. Er habe einen freien Abzug für das gesamte Armeekorps verlangt, aber das Ersuchen sei von den Franzosen abgelehnt worden. Van Reede war nicht glücklich über die Erklärung des Prinzen. Seiner

Meinung nach taugte die Untersuchung nicht viel. In einem Begleitschreiben vom 20. Dezember 1807 merkte er an: »Eure Hoheit müssen Ihre Worte mit der größten Sorgfalt abwägen, und es genügt nicht, einfach und rein die Wahrheit zu sagen. [...] Eure Hoheit wird nicht abgeurteilt, es sind keine Richter eingesetzt. Aber vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung wird der Verdacht bestehen bleiben.« Kein wirkliches Tribunal, kein klarer Freispruch, aber wohl eine gerichtliche Untersuchung. In den Augen der Öffentlichkeit war Wilhelm Friedrich mitschuldig an der preußischen Niederlage. Dieser Makel sollte ihm lange anhaften.

Wilhelm Friedrich war dann auch kein echter Preuße. Und schon gar kein Militär. Er war, wie von Bülow schrieb, ein »prima Büroarbeiter«. Nach seinem Amtsantritt als König der Niederlande (1815–1840) entwickelte sich Wilhelm I. zum ersten und wichtigsten Verwaltungsbeamten seines Königreichs. Oftmals bearbeitete er am Tag mehr als zweihundert Akten, und er schien daran auch noch Gefallen zu finden. Seine eigenen handschriftlichen Be- und Anmerkungen zeigen, dass er den Inhalt eingehend zur Kenntnis nahm. Memoranden, Urschriften, Berichte, Rundschreiben, Grafiken, Tabellen, Statistiken, Haushaltspläne, Erlassentwürfe und Königliche Beschlüsse in unterschiedlichen Bearbeitungsstadien – ebenso wie in Fulda begutachtete der König vorzugsweise alles selbst.

Der Papierkram, mit dem Wilhelm I. sich täglich umgab, tritt prominent in den Beschreibungen des Königs und seines Arbeitszimmers auf. Gijsbert Karel van Hogendorp, der Mann, dem der Monarch seine Rückkehr in die Niederlande verdankte, erinnerte sich an die königlichen Büros als »eine Papierfabrik«: »Es wurden ständig schwere Pakete hinein- und herausgetragen. Er sagte mir: ›Ich liebe die Masse an Papieren; und von Berlin und Fulda wusste ich, dass Er tagelang in den Papieren sitzen konnte. Er legte immer so viel Wert auf geschriebene Papiere, dass Er selten etwas Gedrucktes las.«

Wilhelm II., eine preußische Jugend

Wilhelm II. war dreieinhalb, als er im April 1796 gemeinsam mit seiner Mutter Berlin erreichte. Nach der Flucht aus der Republik waren er und seine Familie anfangs nach England verschlagen worden, weil aber sein Vater bessere Möglichkeiten für sich und seine Familie in Preußen sah, tauschten er und seine Familie das sichere London gegen den unruhigen Kontinent. Wilhelm sollte fast seine ganze Jugend in Berlin verbringen, bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr. Er betrachtete die preußische Hauptstadt und Brandenburg dann auch lange als seine Heimat. Aus vielen Briefen, die er später aus Spanien schrieb, wo er unter Wellington gegen Napoleon kämpfte, ist zu schließen, dass er häufig Heimweh nach Berlin hatte. »Portugal, Spanien und Andalusien sind großartig«, schrieb er im April 1812 an seine Mutter, aber »den Sand Brandenburgs, wo jeder lebt, der mir lieb ist, ziehe ich diesen Gegenden vor.« Im Jahr 1821, inzwischen fast dreißig Jahre alt, blickte er in einer autobiografischen Notiz auf seine Kindheit zurück. Seine Jugend in Bran-

denburg sei »glücklich und unschuldig« gewesen, »Herz und Seele« seien seiner »Familie und dem Erkunden unschuldiger kleiner Freuden« zugetan gewesen.

Der König von Preußen war ein Bruder von Wilhelms Mutter. Der vorsichtige und besonnene Friedrich Wilhelm III. verspürte nicht die Neigung, sich für die Interessen der Oranier einzusetzen. Die von seinem Vater begonnene Neutralitätspolitik wurde von ihm zum System erhoben, und das nicht ohne Ergebnis: Es gab der preußischen Regierung die Zeit, tief greifende Reformen durchzuführen und den Staat und die Armee zu modernisieren. Der junge Wilhelm erlebte all dies aus nächster Nähe. Vor allem nach seinem zehnten Lebensjahr sollten die politischen, kulturellen und militärischen Entwicklungen in Preußen in seiner Erziehung und Ausbildung eine wichtige Rolle spielen. Bis zu seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahr sollte seine Loyalität gegenüber Preußen in hohem Maße seine eigenen Zukunftserwartungen beeinflussen.

Im Jahr 1796 erhielt Wilhelm einen deutschen Hauslehrer zugewiesen, Ernst Gerhard Cornelius Pagenstecher. Pagenstecher lobte seinen Schüler wegen »seiner unersättlichen Neugierde«. Der Prinz war zugleich ein schwieriger Schüler, der häufig bei den Unterrichtsstunden vor sich hin träumte und ab und zu mit der Rute korrigiert werden musste. Dem prominenten Pädagogen Friedrich Delbrück zufolge, dem Hauslehrer des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dessen Bruder Prinz Wilhelm, wurde Wilhelm von seinem Vater und seiner Mutter emotional vernachlässigt. Delbrück machte intensive Bekanntschaft mit Wilhelm, weil die Oranien- und Hohenzollernprinzen gemeinsam Zeichen- und Tanzstunden nahmen und er regelmäßig mit den Prinzen durch Berlin spazierte. In seinem Tagebuch notierte er, dass mit Wilhelm oftmals hart umgegangen werde: »Wie traurig ist das Schicksal dieses Prinzen. Im Umgang mit ihm werden viele Fehler gemacht.«

Im Jahr 1802 beschloss Wilhelms Vater, ihn an der *Académie Militaire des Nobles* anzumelden, der Vorläuferin der berühmten Preußischen Kriegsakademie. Mit seinen Noten war Wilhelm einer der besten Kadetten seiner Klasse. In seinem Zeugnis für das Jahr 1807 stand bei allen Fächern »vorzüglich«. Manche Lehrer merkten allerdings an, dass die »Ausarbeitungen« des Prinzen »etwas besser sein konnten«. 1808 und 1809 wurde Wilhelm zu der »Ersten Klasse« der Akademie zugelassen. Er brillierte vor allem in Geschichte, Mathematik und Physik. Bei den Sprachen schnitt er durchschnittlich ab. In den höheren Klassen änderte sich das »vorzüglich«, das er auf seinen ersten Zeugnissen für Französisch, Deutsch und Latein erhalten hatte, nach und nach zu einem »gut« und »ausreichend«.

Während seines letzten Schuljahres an der Akademie geriet Wilhelm in den Bann des aufkommenden preußischen Nationalismus und Patriotismus. Ebenso wie in preußischen Offizierskreisen herrschte an der Akademie in zunehmendem Maße Unzufriedenheit über das französische Diktat, dem Preußen seit 1806 unterworfen war. Diese Unzufriedenheit äußerte sich in immer lauter werdenden Rufen, die Erniedrigung von 1806 zu rächen und sich gegen die Franzosen zu

erheben. Im Frühjahr 1808 wurde zu diesem Zweck in Königsberg von prominenten Politikern und Wissenschaftlern der »Tugendbund« gegründet, der zum Ziel hatte, einer weiteren »physischen und moralischen Verelendung« Preußens entgegenzutreten. Wilhelm war für diesen Patriotismus empfänglich und hegte gemeinsam mit seinen Freunden von der Akademie den Traum eines großen, starken und unabhängigen Preußens. Die Personifizierung dieses Traums war Ferdinand von Schill. Für den fünfzehnjährigen Wilhelm und seine Klassenkameraden war von Schill ein Held, das ideale Beispiel für preußische Männlichkeit. Sie standen vornan, als Schills Regiment im Dezember 1808 als erste preußische Truppen seit der Besetzung im Jahr 1806 nach Berlin einmarschierte und der Major und seine Mannschaften von den Berlinern einen Heldenempfang erhielten.

Fünf Jahre nach diesem Siegeszug von Schills, im Jahr 1813, zeigte sich, dass Wilhelms Patriotismus noch nicht abgekühlt war. Der Prinz kämpfte als Adjutant Wellingtons inzwischen selbst gegen die Franzosen. Aber als er hörte, dass die Preußen den Franzosen den Krieg erklärt hatten, schrieb er, dass er die britische Armee verlassen wolle, um für sein Vaterland kämpfen zu können. Nicht in der britischen, sondern in der preußischen Armee sah er seine Zukunft:

»Mich verfolgt das Gefühl, dass es meine Pflicht ist, als deutscher Prinz Ihnen, Bruder, dem König von Preußen, zu dienen. Ich hätte schon lange für dieses Land kämpfen müssen, aber stattdessen hat man in den vergangenen vier Jahren dafür gesorgt, dass ich meine vaterländischen Pflichten nicht erfüllen konnte. Ich bin gezwungen, mich an die Sprache, Normen und Bräuche einer Nation anzupassen, die mir fremd ist. Aber ich kann und ich will mich nicht als einer von ihnen betrachten. Meine Gefühle sind ganz und gar deutsch [...] ich habe zugestimmt, eine Zeitlang in dieser Position zu bleiben und zu leiden, weil Ihr mir versichertet, dass dies das Beste für mich sei und dass es unmöglich für mich sei, früher zurückzukehren. Aber ich glaube nun, dass ich alle meine Pflichten in der englischen Armee erfüllt habe. Ich habe Lob von meinen Vorgesetzten erhalten und Freundschaft und Vertrauen von meinen Kameraden. Aber seit den glücklichen Ereignissen, die vor kurzem in Preußen stattgefunden haben, ist alles, was Euch [...] daran hindert, mich zurückkehren zu lassen, verschwunden.«

Zu dieser Zeit hatte der Prinz im Übrigen bereits bewiesen, dass er ein mutiger Militär war. Der Leiter der britischen Militärpolizei, Francis Seymour Larpent, schrieb in seinem Tagebuch nur Gutes:

»Er scheint ein sehr liebenswerter, verdienstvoller junger Mann zu sein, jeder mag ihn, und er hat das allergrößte Privileg genossen, das es für einen jungen Prinzen gibt, nämlich dass er seine Ausbildung

zum größten Teil inmitten von Menschen erhalten hat, die mit ihm umgegangen sind wie mit ihresgleichen. Und so wird er auch jetzt behandelt; außer, dass man ihm etwas mehr Respekt erweist, Respekt, der meiner Meinung nach wirklich empfunden wird. Er gehört ganz und gar dazu. Es gibt niemanden, der sich mit ihm nicht wohl fühlt.«

An Wilhelms Tapferkeit sollte auch später niemand zweifeln. Bei diversen Feldschlachten, zunächst in Spanien und später in den südlichen Niederlanden, kämpfte er an vorderster Front. In Waterloo wurde er sogar verwundet. Dennoch blieb er die Freundlichkeit in Person, wie es die in Brüssel lebende Familie von Johan Thomas Capel, der zweite Sohn des Grafen von Essex, und seine Frau, Lady Caroline Paget van Capel erleben durfte. Maria, eines der zwölf Kinder, schrieb an ihre Großmutter über den Erbprinzen: »Ich weiß nicht, ob Sie den jungen Prinzen kennen. Ich bin mir sicher, dass Sie ihn mögen würden, und sei es nur wegen seiner Freundlichkeit uns gegenüber. Er kommt zu jeder Tageszeit hereingelaufen, sogar ohne, dass er von einem Diener angekündigt wird, wie eine Hauskatze.«

Wilhelm war freundlich, feinfühlig und ab und an ein hoffnungsloser Melancholiker, in jeder Hinsicht berührt von der deutschen Romantik. In jungen Jahren hatte er die historischen Werke Schillers und Goethes gelesen: Die Räuber, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orléans, Don Carlos und Wilhelm Tell. Er identifizierte sich nicht nur mit historischen oder lebenden Kämpfern, sondern auch mit den fiktiven Helden dieser Theaterstücke. »Schon beim Lesen erinnern mich diese [Theaterstücke] an die guten Zeiten von früher und lassen mich sowohl die Gegenwart als auch die Zukunft vergessen«, schrieb er seiner Mutter. Die Vergangenheit gab ihm also die Möglichkeit, zu entkommen. Die Geschichte bot ihm, ebenso wie vielen Zeitgenossen, noch einen gewissen Halt in einer ins Treiben geratenen Welt. Wilhelm passte nahtlos in die deutsche Sehnsucht nach der Vergangenheit und ihrer Deutung.

Während seines Feldzugs in Spanien und Portugal geriet Erbprinz Wilhelm erneut in den Bann von Sturm und Drang. Im Sommer 1812 bat er seine Mutter, ob sie ihm aus Berlin Johann Gottfried Herders Bearbeitung von *El Cid* schicken könne. Er hatte bereits eine englische Version dieses Epos über den Ritter Rodrigo Días de Vivar gelesen, aber er sehnte sich nach dem deutschen Original, weil es ihn in das frühe Mittelalter zurückführte. Viel Fantasie brauchte man dazu nicht: Der vor siebenhundert Jahren gestorbene Cid war noch überall präsent. In Burgos besuchte Wilhelm das Grab des Nationalhelden im Kloster San Pedro de Cardena. Um seiner Mutter einen Eindruck davon zu vermitteln, wie heilig dieser Ort für ihn und die Spanier war, fügte er seinem Brief einige getrocknete Blätter einer Brennnessel bei, die an dem Grabmal wuchs. Die Ruhestätte El Cids, die alten spanischen Städte, die maurischen Burgen und die Ruinen sorgten dafür, dass sich Fakten und Fiktion vermischten. Wilhelm bildete sich ein, wie ein Ritter zu sein. »Ich vergnüge mich, indem ich in den Perioden, in denen nicht gekämpft wird, interessante historische Orte besuche«, schrieb er seiner Mutter.

Wilhelms Romantik äußerte sich später in seinem Leben in einer Liebe zu gotischer Architektur und mittelalterlicher Malerei. Als er 1840 die Nachfolge seines Vaters angetreten hatte, lebte er sich aus, indem er bei passender und unpassender Gelegenheit überall mittelalterlich anmutende Gebäude errichten ließ. Der Gotische Saal in Den Haag und das Rathaus in Tilburg erinnern noch daran. Ebenso wie sein Vetter Friedrich Wilhelm IV. und Ludwig I. versuchte Wilhelm, durch das Bauen und Sammeln für sich selbst und für das Volk eine Idylle zu schaffen.

Diese niederländische und gotische Version der Romantik fand nicht bei jedermann Anklang: In den Niederlanden hielt man den Neoklassizismus für geeigneter, um königlicher Würde Ausdruck zu verleihen. Wilhelms romantische Gebäude wurden in den ursprünglich hauptsächlich aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stammenden holländischen Städten als fremd und exzentrisch empfunden. Wilhelms Finanzminister und späterer Generalgouverneur von Niederländisch-Ostindien, Jan Jacob Rochussen, bezeichnete Wilhelm in seiner Korrespondenz mit dem Kolonialminister Jean Chrétien Baud scherzhaft als »gotischen König«. Baud verteidigte den Monarchen, indem er zurückschrieb, »dass gotische Dinge« nicht »per se schlechte Dinge« zu sein bräuchten: »Im Allgemeinen ist das, was aus jener Zeit auf uns überliefert worden ist, kühn und solide.«

Unniederländisch, das war der Eindruck, den Wilhelm als Prinz und als zweiter König der Niederlande machte. »Wilhelm I. ist von gesetztem Auftreten. Wilhelm II. präsentiert sich hingegen dem Volk als junger, aktiver, offener und liberaler König«, berichtete der russische Gesandte Friedrich-Franz von Maltitz am 10. Dezember 1840 über den Unterschied zwischen Vater und Sohn. Als Sturm und Drang-König würde Wilhelm II. in den bedächtigen und gemäßigten Niederlanden auf Unverständnis stoßen: »Seine Qualitäten sind nicht die eines Niederländers. Man kann ihm dies auch nicht vorwerfen. Seine Klarheit und Scharfsinnigkeit, die Leichtigkeit, mit der er Probleme abtut, sein Mut, seine Ehrlichkeit, seine Loyalität und herzlichen Manieren und seine Ritterlichkeit – der Glanz von alledem bringt die maßvollen Niederländer in Verlegenheit«, meinte von Maltitz. Dass Wilhelm und die Niederländer einander fremd waren, war bereits bei der Wiedereinsetzung der Oranier im November 1813 deutlich geworden. Andere betrachteten ihn als niederländischen Prinzen, er selbst fühlte sich als Deutscher. Seine Loyalität lag bei Preußen und bei seinen Kameraden in der britischen Armee, wie er 1821 in einer autobiographischen Skizze notierte: »Ich versuchte, meiner Abneigung nicht nachzugeben, war aber tief unglücklich. Ich fand es sehr schwer, meine beiden adoptierten Vaterländer, England und Preußen, loszulassen. Ich kannte Holland nur als das Land, das mich im Alter von zwei Jahren verstoßen hatte.«

Anstelle der Wiedereinsetzung seiner Familie in den Niederlanden wäre er viel lieber nach Preußen zurückgekehrt, um dort zu heiraten und als Gutsherr ein »Schäferleben« zu führen: »Das Leben, das ich vorziehe, dem ich viel, viel mehr den Vorrang gebe, ist, nach Deutschland zurückzukehren [...]. Ich will

meine Cousine Charlotte heiraten, eine Tochter des Königs von Preußen, oder Caroline von Hessen oder jemanden gleichen Ranges und mich dann in einer Ihrer Domänen niederlassen, um im Schoße meiner Familie ein ruhiges Dasein zu führen, unsere Größe aus vergangenen Zeiten vergessend.« Unniederländisch war Wilhelm II. also tatsächlich. Es scheint so, als habe er sich sein ganzes Leben lang nach »dem Sand Brandenburgs«, nach seiner glücklichen Jugend in Preußen und nach der Zeit, in der er ein deutscher Prinz war, zurückgesehnt.

Wilhelm III., Demokrat wider Willen

Das staatsmännische Leben König Wilhelms III. stand – bis zu seinem Tod im Jahr 1890 – im Zeichen von 1848. In jenem Jahr hatte sein Vater einer einschneidenden Verfassungsänderung zugestimmt – unter anderem nach beunruhigenden Berichten seiner Tochter Sophie über Revolutionsdrohungen in ihrem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. Als Wilhelm II. 1849 unerwartet verstarb, wollte sein Sohn den Thron zunächst ablehnen, aber schließlich gab er dem ministeriellen Druck, das Königsamt doch noch zu akzeptieren, nach. Die lange Regierungszeit Wilhelms III. (1849–1890) war von Zusammenstößen mit Ministern geprägt.

Einfach war der Umgang mit ihm aber noch nie gewesen. In seinen jungen Jahren war Wilhelm, damals noch Erbprinz von Oranien, für sein aufbrausendes Wesen bekannt gewesen. Sein Gouverneur, Thierry Juste, Baron de Constant Rebecque de Villars, formulierte es bei einer Gelegenheit folgendermaßen: »Wenn er das Wort hat, regt er sich immer noch so sehr auf, dass er den Eindruck erwecken kann, schrecklich böse zu sein, ohne dass ihn etwas verärgert hat und ohne dies auch tatsächlich zu sein.« In ihren Zeugnissen klagten seine Lehrer ständig über seine Ungezogenheit, worin er sich unvorteilhaft von seinen Brüdern Alexander und Hendrik unterscheidet. Besonders Ersterer, der schon bald der Favorit sowohl seiner Eltern als auch des Hofstaates wurde, machte sich schnell beliebt. Vermutlich glich Alexander, der zudem ein fanatischer Reiter war, seinem Vater am meisten.

Das Leben des Mannes, der einmal der dritte König der Niederlande sein sollte, wurde nicht einfacher, als er 1839 Prinzessin Sophie von Württemberg heiratete. Dass er eine deutsche Prinzessin ehelichte, war kein Zufall. Im Jahr 1837 unternahm er eine Reise durch Deutschland, deren Hauptziel das Finden einer Ehefrau war. Die wichtigste Bedingung, die seine Familie an die Ehekandidatin stellte, war, dass sie fürstlicher Herkunft sein und aus protestantischem Hause stammen sollte. Der niederländische Erbprinz stellte, wie sich aus einem langen Brief ergab, den er seinem Vater zu diesem Thema am 11. Oktober 1837 schrieb, weitere Anforderungen. Er hatte eine Reihe von Prinzessinnen getroffen, aber die meisten hatten ihm nicht gefallen. Eine von ihnen, Caroline Marianne von Mecklenburg, hatte äußerlich Defizite:

»Sie ist eher hübsch als hässlich und trotzdem ist sie eher schwächig, ihre Figur ist gut, aber sie ist klein von Wuchs und durchsichtig vor Magerkeit. Ich glaube nicht, dass sie einen stark entwickelten Busen hat, denn ihre Schultern sind schmal, und schwache, kleine Brüste gehen für gewöhnlich mit schmalen Schultern einher. Es kommt mir so vor, dass der Bericht, den man für Euch über die Prinzessinnen von Mecklenburg verfasst hat, bezüglich ihrer Größe völlig unzutreffend ist, weil ich Euch versichern kann, dass sie statt groß zu sein, alle beide den entgegengesetzten Mangel haben, das heißt, dass sie klein sind.«

Auch andere Prinzessinnen schieden aus. Auguste Caroline von Cambridge, eine Enkeltochter des englischen Königs George III., sprach zwar ihre Sprachen gut und hatte ein »hübsches, regelmäßiges Gesicht«, war jedoch »klein von Wuchs« und »bereits jetzt schon so dick, dass ich fürchte, dass sie, wenn sie zwanzig ist, den kolossalen Umfang ihrer Tante, der Landgräfin von Hessen-Homburg, haben wird.« Eine dritte, Louise von Mecklenburg-Strelitz, Schwester von Caroline Marianne, verfügte zwar laut Wilhelm über einen scharfen Verstand, aber man hatte ihm erzählt, »dass sie eine *poète* ist, mit einer haarsträubenden Phantasie, die dafür sorgt, dass sie zuweilen eine unbesonnene Begeisterung für Dinge hegt, die sie nicht kennt. Sie ist von kleiner Gestalt, und ich finde sie ehrlich gesagt schrecklich hässlich.«

Eine *poète* – schlimmer ging es in den Augen des Erbprinzen nicht, der sich niemals mit seinem intellektuellen Interesse großtat. Umso eigenartiger ist es, dass seine Wahl schließlich gerade auf Sophie von Württemberg fallen sollte, die für die Literatur schwärmte. Sie heirateten am 18. Juni 1839 in Württemberg. Es war – im Gegensatz zu den Eheschließungen von Wilhelms Vater und Großvater – keine arrangierte Verbindung, sondern eine Eheschließung »aus Liebe«. Umso bitterer war das Ergebnis: Während die Ehen von Wilhelm I. und Wilhelm II. recht glücklich waren (soweit sich darüber im Nachhinein etwas sagen lässt), verlief die Ehe von Wilhelm III. und Sophie von Württemberg schlichtweg katastrophal. Auf eine kurze Periode relativer Ruhe folgten lange Jahre, in denen sich die Eheleute das Leben so gut wie unmöglich machten. Dabei war keiner der beiden frei von Schuld. Wilhelm hielt sich offen Mätressen und war ab und zu gegenüber seiner Frau gewalttätig; Sophie verbarg ihrerseits selten, dass sie ihn verachtete, wie sie sich im Übrigen über alle Oranier überheblich zu äußern pflegte. Charakteristisch ist ein Vorfall, den sie im Sommer des Jahres 1846 in einem Brief an eine Freundin beschrieb:

»An einem Morgen, als ich im kleinen Salon saß und schrieb, stürmte er herein und kratzte mich an den Armen, am Hals und an der Kehle (ohne irgendeinen Anlass, aber die Kratzspuren von seinen Nägeln sind noch zu sehen); an einem anderen Tag ließ er mir durch einen

Diener den Befehl überbringen, dass ich mit meinen Hofdamen in meinem Schlafzimmer essen müsse! Alleine schon der Anblick dieses wüsten Gesichts, dieses liederlichen langen Haars und der Art und Weise, in der er umherstiefelte – man kann das nicht als Laufen bezeichnen – machte mich krank vor Abscheu.«

Obleich Sophies Mitteilungen nicht immer gleich verlässlich sind, klingt dies authentisch – auch wegen des eigenartigen »Kratzens« des Königs. Ungefähr zehn Jahre, nachdem sie diesen Brief schrieb, beschlossen Wilhelm und Sophie, von Tisch und Bett getrennt zu leben, wie es auch damals schon hieß. Eine echte Scheidung war undenkbar, denn der König sollte mit seinem Familienleben den Untertanen ein Vorbild sein.

Wilhelm III. und Sophie bekamen drei Söhne, Wilhelm, Moritz und Alexander. Der Vater sollte sie alle drei überleben: Eine besonders traurige Angelegenheit, wie man meinen sollte, aber der König schien es selbst nicht so zu sehen. Als sein jüngster Sohn, Alexander, im Jahr 1884 als letzter der drei verstarb, befand sich der König zu einer Kur zunächst in Böhmen und dann in Bayern. Obleich er sich ausgezeichnet fühlte, fand er es nicht nötig, in die Niederlande zurückzukehren.

Unterdessen war in Wilhelms Privatleben mehr geschehen: Im Jahr 1877 war Sophie gestorben, und im Januar 1879 war er zum zweiten Mal in den Stand der Ehe getreten, wiederum mit einer deutschen Prinzessin. Die elf Jahre, die er an der Seite von Emma von Waldeck und Pyrmont verbrachte, waren vielleicht die glücklichsten seines Lebens, auch wenn Wilhelm III. ein launischer König blieb, der in unvorhersehbaren Momenten in Wut geraten konnte. Der Unterschied zwischen Sophie und Emma war, dass Letztere, obwohl sie 41 Jahre jünger als ihr Mann war, sich durch dessen Launenhaftigkeit und Anfälle von Unbeherrschtheit nicht aus dem Feld schlagen ließ. Was hierbei zweifellos auch eine Rolle gespielt hat, war die Geburt Wilhelminas im Jahr 1880, die der Vater aufrichtig liebte.

Die familiären Verbindungen zu Deutschland und die vielen Reisen, die Wilhelm III. in die deutschen Fürstentümer unternahm, konnten nicht verhehlen, dass er den Deutschen mit gemischten Gefühlen begegnete. Schon in relativ jungen Jahren, bevor er König wurde, entwickelte er eine starke Abneigung gegen das, was er als »das so feindliche Preußen« bezeichnete. In einer Notiz aus 1848 machte er seinem Herzen über die Preußen Luft:

»Es ist gewiss, meine Herren, dass es eine teuflische deutsche Neigung gibt, unseren kompletten Handel, angeführt und unaufhörlich angestachelt durch Preußen, zugrunde zu richten. Diese Meinung ist kein hohles Geschwätz, sie ist mir vielfach bei meinen Reisen in Deutschland sowohl inoffiziell durch Privatpersonen als auch offiziell durch viele unserer Diplomaten zu Ohren gekommen. Wo es hingehen soll mit unseren Niederlanden, ich sage es geradeheraus und unverblümt: Nach dem Willen der Deutschen sollen die Niederlan-

de ein deutsches Kolonialgebiet, eine deutsche Provinz werden, und alle in verfassungsmäßigen kolonialen Grundsätzen vorgenommenen Veränderungen werden hierzu der erste Schritt sein.«

Es ist schwer zu sagen, warum er gerade gegen Preußen solche Bedenken hegte, das Land, aus dem schließlich sowohl seine Großmutter als auch seine Urgroßmutter stammten und in dem er immer besonders herzlich empfangen wurde. Möglicherweise hing es mit dem Zollverein zusammen, der Wirtschaftsallianz der deutschen Staaten, der sich 1844 auch Belgien angeschlossen hatte. Viele Niederländer betrachteten dieses Zollbündnis, das von Preußen dominiert wurde, als Bedrohung. Außerdem war Wilhelm der Ansicht, Preußen stelle eine Gefahr für die niederländischen Kolonien dar. Und es ist auch nicht ausgeschlossen, dass Wilhelm ein einziges Mal einen Standpunkt seiner Frau Sophie übernommen hatte, die eine lebenslange Abneigung gegen die Preußen hegte.

Auch in den Jahren, in denen er König war, zeigte Wilhelm offen sein Misstrauen gegenüber Preußen, womit er die niederländische Regierung mehr als einmal in Schwierigkeiten brachte. Dies alles hing mit den Spannungen zwischen Preußen und Frankreich zusammen. Das niederländische Königspaar unterhielt ausgezeichnete Verbindungen zum französischen Kaiser Napoleon III. – dem Mann, dem es nach 1848 gelungen war, die Macht an sich zu ziehen und für den Wilhelm große Bewunderung empfand. Der französisch-deutsche Krieg von 1870–1871 bereitete dem französischen Kaiserreich ein Ende, und viele Niederländer, darunter auch der König, befürchteten, dass die deutschen Truppen auch die niederländischen Grenzen überschreiten würden. Auch bei früheren Anlässen drohten die Niederlande bereits in deutsche Konflikte hineingezogen zu werden. Dies kam unter anderem durch den lästigen Umstand, dass die Provinz Limburg – ebenso wie Luxemburg, dessen Großherzog Wilhelm war – Mitglied im Deutschen Bund war.

Nachdem die deutschen Fürstentümer 1871 im deutschen Kaiserreich aufgegangen waren, rückten Wilhelms antideutsche Gefühle in den Hintergrund. Der Grund hierfür war vermutlich die relative Stabilität, in die Europa – zumindest in dieser Hinsicht – geriet. Die Furcht vor einer deutschen Invasion oder davor, in internationale Konflikte hineingezogen zu werden, nahm in den Niederlanden ab. Nach seiner Begegnung mit Emma von Waldeck und Pyrmont kam Wilhelm wieder gerne in das Land, dem er so viele Jahre lang misstraut hatte.